

Sozialistische Marktwirtschaft – ein Sozialismus im Zwiespalt

Kritik des von Wolfgang Hoss entwickelten Modells einer sozialistischen Marktwirtschaft

Inhalt

1. Die rationale Seite des Sozialismuskonzepts
2. Die mystische Seite der „sozialistischen Marktwirtschaft“
 - a) Zur Arbeitszeitbestimmten Non-Profit-Preisbildung
 - b) Kritische Bemerkungen zur angeblichen Notwendigkeit einer Wertrechnung im Sozialismus
 - c) Voraussetzungen und Folgen der Wert- und Kostenrechnung
 - (1) Zum Mystizismus der Kostenrechnung
 - (2) Entfremdete Arbeit
 - (3) Neues Bereicherungssystem
 - (4) Entkoppelung von Wert und Arbeitszeit
 - (5) Fehlallokationen
 - (6) Produktivitätsverluste
3. Marktfetisch als Grund für die Beibehaltung des Marktes im Sozialismus
 - a) Über die Notwendigkeit der „Regelmechanismen von Angebot und Nachfrage“
 - b) Über den inneren Zusammenhang von Ware und Markt
 - c) Über den Fetischcharakter des Marktes
4. „Sozialistische Marktwirtschaft“ – ein Widerspruch

In jüngster Zeit spricht man wieder verstärkt über den Sozialismus, über die Zukunft nach dem Kapitalismus. „Der Sozialismus des 21. Jahrhunderts“ ist zum heiß begehrten Titel von Konferenzen, Büchern und Diskussionsbeiträgen geworden. Diese Debatte ist allerdings in einem zentralen Punkt unscharf geblieben, inwieweit nämlich die auf dem Privateigentum basierende Warenform auch noch im Sozialismus fortexistieren kann, und welche Bedeutung dann der Markt in einer sozialistisch organisierten Gesellschaft haben wird.

Wolfgang Hoss rückt in seinem bislang zu wenig beachteten Buch „Modell einer sozialistischen Marktwirtschaft“ (Norderstedt 2006, die nachfolgenden Zitate werden diesem Buch entnommen) das Problem der Warenproduktion und damit auch die Frage nach der Bedeutung des Marktes im Sozialismus in den Vordergrund. Der Autor nimmt das Attribut „sozialistisch“ ernst. Er entwirft eine wirkliche Alternative, in der das Privateigentum an Produktionsmitteln weitgehend aufgehoben ist, wo der Markt seinen zerstörerischen, krisenhaften Einfluss verloren hat und wo stattdessen ein „Globalzuteilungssystem“ das notwendige Gleichgewicht zwischen Produktion und Bedarf herstellt. Es herrscht gleichgewichtiges, kontrolliertes Wachstum, ohne Raubbau an der Natur, ohne zyklische Krisen, Massenarbeitslosigkeit, Verarmung und soziale Unsicherheiten.

In seinem Entwurf verlieren Produktionsmittel und Geld ihren Kapitalcharakter, so dass Profit und Zins, die „arbeitslosen“ Einkommen der Unternehmer und der Geldverleihenden Kapitalisten im Großen und Ganzen verschwinden. Die Produzenten sind nicht länger Ausbeutungsmaterial, das je nach Geschäftslage geheuert und gefeuert wird.

Aber nicht nur das kapitalistische Regime mit seinen verheerenden Gegensätzen soll ausgeräumt werden, auch die schweren Mängel der einstigen „Planwirtschaft sowjetischen Typs“ sollten sich nicht wiederholen. Dazu zählt Hoss vor allem die Überzentralisierung, die in einer „staatlichen Naturalproduktions- und Verteilungsplanung“, also in einer zu detaillierten Planung der stofflichen Seite der Produktion bestanden habe und zum anderen das Chaos bei der Preisgestaltung der staatssozialistisch produzierten Produkte. Die Preise wurden mal nach den Kosten, dann nach sozialen und politischen Gesichtspunkten oder der Qualität der Produkte festgelegt, wobei häufig gleich bleibende Preise erwünscht waren. Beides, sowohl die Überzentralisierung der Planungsprozesse als auch das „Wirrwarr von verschiedenen Methoden der Preisbildung“ (S. 84) verursachten erhebliche Effizienzverluste, so dass letztendlich der Staatssozialismus die Systemkonkurrenz mit dem Kapitalismus verlieren musste.

Hoss versteht sein Buch als „Suche nach einer grundsätzlichen Alternative sowohl zur privatkapitalistischen Marktwirtschaft als auch zur zentralstaatlichen Planung.“ (S. 8) Er strebt in seinem Sozialismusentwurf eine Symbiose aus Markt- und Planwirtschaft an, in der die Vorteile beider Systeme allerdings auf der Grundlage eines gemeinschaftlichen Eigentums an Produktionsmitteln kombiniert werden sollen. Eine solche gut gemeinte Kombination birgt zumindest zwei Gefahren: Erstens können durch das Zusammenfügen miteinander unvereinbarer Strukturen Friktionen und neue Ineffizienzen in der Ökonomie entstehen, mit der Folge, dass die ungeheuren Möglichkeiten der heutigen Reichtumsproduktion nur unvollständig genutzt werden. Zweitens besteht die Gefahr, dass der qualitative Sprung, der zum Sozialismus führen soll, gemessen an der historischen Möglichkeit viel zu bescheiden ausfällt. Es muss also geprüft werden, ob ein mit marktwirtschaftlichen Elementen vermischter Sozialismus dem kapitalistischen System immer noch auf gewisse Weise ökonomisch, kulturell und politisch verhaftet bleibt, so dass die ganze Größe der menschlichen Emanzipation und damit die Attraktivität des Sozialismus verhüllt bleiben.

1. Die rationale Seite des Sozialismuskonzepts

Im Gegensatz zu den bürgerlichen Sozialismusmodellen, in denen das kapitalistische Privateigentum ausdrücklich oder stillschweigend fortbestehen soll, geht Wolfgang Hoss prinzipiell vom gemeinschaftlichen Eigentum aus. Ein solcher radikaler Eingriff in das herkömmliche Eigentumsrecht hat weitreichende Konsequenzen, die in dem Buch allerdings nicht immer hinreichend berücksichtigt werden. Zunächst einmal zieht aber Hoss aus dem gemeinschaftlichen Eigentum den richtigen Schluss, dass damit eine neue Organisation der Arbeit verbunden ist. Die volkswirtschaftliche Zentrale weist den sozialistischen Unternehmensvereinigungen (Kombinate, Genossenschaftsvereinigungen) die finanziellen Mittel einerseits für den Ersatz der verbrauchten Produktionsmittel sowie für die Erweiterung des Produktionsmittelbestands und andererseits für die Löhne und Gehälter zu. Wie noch im Einzelnen zu erörtern ist, betrachtet Hoss solche finanziellen Mittel im Großen und Ganzen als einen Index für die global zu verteilenden Arbeitszeiten.

Mittels ihres finanziellen Zuteilungssystems legt also die volkswirtschaftliche Zentrale sowohl die Arbeitsmenge fest, die in den bezogenen Produktionsmitteln steckt, als auch die Arbeitsmenge, die durch Zahlung von Löhnen und Gehältern neu verausgabt werden soll. Da die Löhne und Gehälter dem Erwerb von Konsumtionsmitteln dienen, liegen Anhaltspunkte vor, wie umfangreich die Konsumtionsmittelabteilung sein muss. Aus dem Umfang der Konsumtionsmittelabteilung lässt sich ableiten, wie viele Produktionsmittel und Produzenten dort benötigt werden und wie umfangreich die Produktionsmittelabteilung sein muss, um einerseits diese Produktionsmittel zu liefern und um andererseits genügend Produktionsvoraussetzungen für diese Lieferung bereitzustellen. Im Zusammenspiel mit dem Unternehmenssektor verteilt die volkswirtschaftliche Zentrale die finanziellen Mittel so, dass die großen Wirtschaftsbereiche in einem wohl proportionierten stofflichen und wertmäßigen Zusammenhang stehen. Größere Ungleichgewichte zwischen Produktionsmittel- und Konsumtionsmittelabteilung, wie sie im Kapitalismus üblich sind, können also bei richtiger Planung gar nicht erst auftreten.

Hoss legt Wert darauf, dass anders als in den zentralstaatlichen Planungssystemen sowjetischen Typs die Gesamtzuteilung weitgehend global sein müsste, dass also die volkswirtschaftliche Zentrale auf keinen Fall Einfluss nehmen dürfe auf die konkreten Naturalpläne einzelner Betriebe. Im Rahmen der zuteilten finanziellen Mittel können also die Unternehmensvereinigungen und die darin organisierten Betriebe autonom entscheiden, wer welche Werkstoffe und Arbeitsmittel, in welcher Qualität und in welchen Mengen braucht, welche Produktionsverfahren die Betriebe jeweils einsetzen und welches Personal sie dafür benötigen.

Eine solche Kombination aus zentraler und dezentraler Planung sieht Hoss auch für den öffentlichen Sektor (zentraler Staatshaushalt, Kommunen, soziale Sicherungssysteme) vor. In seinem Sozialismusmodell entscheiden sowohl die Gebietskörperschaften als auch die sozialen Sicherungssysteme über die konkrete Verwendung der vom Staat global zugewiesenen finanziellen Mittel.

Dort, wo jeweils die größte sachliche Entscheidungskompetenz liegt, wird also entschieden, je nach Zweckmäßigkeit auf zentraler oder auf unterer Ebene. Anders als die kapitalistische Ökonomie zerfällt eine so konzipierte sozialistische Wirtschaft nicht mehr in ihre Einzelteile, die dann erst auf den Märkten im Rahmen eines mehr oder weniger großen Vernichtungsprozesses an Produktivkräften (z. B. Wirtschaftskrisen) zu einer widersprüchlichen Einheit zusammengebracht werden. Stattdessen wird die Einheit von Produktion und Verbrauch von vornherein organisiert.

2. Die mystische Seite der „sozialistischen Marktwirtschaft“

Nach diesem Bruch mit den kapitalistischen Verhältnissen verlässt Wolfgang Hoss leider der Mut. Es scheint, als würde er sich vor den eigenen Resultaten fürchten. Er rudert zurück und stellt allerlei komplizierte Überlegungen an, die darauf hinauslaufen, eine gewisse Kontinuität zum heutigen Marktgeschehen aufrechtzuerhalten. Zu den Konzessionen, die er macht, gehören die Wert- und Preisrechnung, die eine Beibehaltung des Geldes beinhaltet, sowie „Nachfrageanpassungsprämien“, um mit diesem Anreizsystem die Schnelligkeit des Marktmechanismus nachzubilden.

a) Zur Arbeitszeitbestimmten Non-Profit-Preisbildung

Hoss will das „Wert- und Preisbildungssystem der Warenmärkte“ durch ein „Non-Profit-Preisbildungssystem“ (S. 59) ersetzen. Der Profit und mit ihm das Ziel „Maximierung des Profits“ sollen keine Rolle mehr spielen. Statt des heutzutage üblichen „Profitaufschlags“ gibt es lediglich einen „Steuer- und Abgabenaufschlag“ (st), der dem Staatssektor für die notwendigen öffentlichen Dienste zufallen soll. Analog zum kapitalistisch erzeugten Produktenwert (w), der aus dem verzehrten konstanten Kapital (c), der von den Lohnarbeitern reproduzierten Lohn- und Gehaltssumme (v) und dem erzwungenen Mehrwert (m) besteht, soll sich der sozialistisch erzeugte Produktenwert (y) aus $y = c + v + st$ zusammensetzen. „Meines Erachtens besteht kein Zweifel“, interpretiert Hoss seine Wertrechnung, „dass die aufgewandte Arbeitszeit der Non-Profit-Preisbildung zugrunde liegen muss“. (S. 85) Er gibt eine einfache Methode an, mit der sich die neu verausgabte Arbeitszeit in Preis- und Geldeinheiten umrechnen lässt.

„Nehmen wir an, in einer Volkswirtschaft wurde in der Jahresperiode ein Gesamtarbeitszeitaufwand von $t_n = 40 \text{ Mrd. h}$ und ein produziertes Volkseinkommen von $N = 2000 \text{ Mrd. DM}$ ermittelt. Das Verhältnis dieser beiden Größen entspricht der Kennziffer $w_G = \frac{t_n}{N}$. Im Beispiel hat sie den Be-

trag $w_G = \frac{t_n}{N} = \frac{40 \text{ Mrd.h}}{2000 \text{ Mrd.DM}} = 0,02 \text{ h / DM}$. Sie sagt aus, dass 0,02 Stunden

Arbeitszeit einen Neuwert (Einkommen) von 1 DM produziert haben. Sie kann marxistisch bestimmter Geldwert (oder Geldsatz) genannt werden. Der Kehrwert des marxistisch bestimmten Geldwerts ist das durchschnittliche

Stundeneinkommen $\bar{N} = \frac{N}{t_n}$. Im Beispiel hat das Stundeneinkommen den

Betrag $\bar{N} = \frac{N}{t_n} = \frac{2000 \text{ Mrd.DM}}{40 \text{ Mrd.h}} = 50 \text{ DM / h}$. Eine Stunde Arbeitszeit erzeugt

damit im Durchschnitt einen Neuwert bzw. ein Einkommen von 50 DM.“ (S. 85f)

Die Umrechnung von neu aufgewandter Arbeitszeit in Geld ist also eine einfache Angelegenheit. Preisschwankungen können die Korrespondenz von Geldeinheiten und Zeiteinheiten nicht stören, da mögliche Ungleichgewichte zwischen Angebot und Nachfrage nur durch eine entsprechende Änderung der Mengen nicht aber durch Preisänderungen ausgeglichen werden. Die Preiselemente, die den Neuwert einer sozialistischen „Ware“ repräsentieren, sind also nur ein Index für die im Produkt enthaltene Arbeitszeit.

Wenn eine sozialistische Gesellschaft erstmals auf eigener Grundlage zu produzieren beginnt, besitzt sie Kenntnis nur über den Wert der eingesetzten Produktionsmittel, nicht aber über die darin enthaltene Arbeitszeit. Diese anfangs auftretende technische Schwierigkeit scheint für Hoss der eigentliche Grund zu sein, an der Wertrechnung und damit am Geld festzuhalten, wenn er schreibt: „Aber keinem Betrieb ist die in den gekauften und verbrauchten Produktionsmitteln enthaltene Arbeitszeit bekannt. Damit kann die Preisformel nur (!) in der Form $p = \hat{C}_c + \frac{\hat{t}_n}{w_G}$ dargestellt werden (hierin bedeuten \hat{C}_c Produktionsmittelstückkosten, \hat{t}_n Stückzeit).“ (S. 86)

Einmal auf die Preisformel geeinigt, kann der Betrieb den Produktionsmittelstückkosten den neuen Zeitaufwand nicht mehr in Zeiteinheiten, sondern nur noch in den entsprechend umgerechneten Werteeinheiten zufügen. Nun ist die Wertrechnung erst einmal fest zementiert, auch wenn sie im Laufe der Zeit ein immer genauerer Indikator für die insgesamt verausgabte Arbeitszeit werden soll. Die postulierte Annäherung von Preisen und Arbeitszeit ist zunächst leicht nachvollziehbar: Anfangs fällt die Differenz zwischen den Produktionsmittelstückkosten und den in den entsprechenden Produktionsmitteln enthaltenen Arbeitszeiten größer aus. Von Periode zu Periode nimmt dieser notwendige Fehler ab, da der Arbeitszeitbestimmte Neuwert eine wachsende Bedeutung für den Produktionsmittelwert erhält.

b) Kritische Bemerkungen zur angeblichen Notwendigkeit einer Wertrechnung im Sozialismus

Der aus dem Kapitalismus übernommene Produktionsmittelwert scheint also eine nur schwer abzutragende Bürde, fast so etwas wie eine Erbsünde für eine sozialistische Gesellschaft zu sein, die deshalb noch lange Zeit gezwungen sein wird, die Wertrechnung und damit auch das Geld mit sich fortzuschleppen. Erst wenn der sozialistische Buchhalter irgendwann einmal in ferner Zukunft sein erhabenes Haupt hebt und der Gesellschaft endlich zu verstehen gibt, dass nun die Produktionsmittelwerte annähernd vollkommen arbeitszeitbestimmt sind, könnte auf eine reine Arbeitszeitrechnung umgestellt werden. Ob dieser Zeitpunkt jemals erreicht wird, ist angesichts der auf der Grundlage der Wertrechnung neu entstehenden Abweichungen zur Arbeitszeitrechnung mehr als zweifelhaft, wie der nächste Absatz gleich zeigen wird. Muss sich aber eine sozialistische Gesellschaft so lange mit einer Wertrechnung begnügen, nur weil sie buchhalterisch eine größere Genauigkeit verspricht? Man wird noch sehen, wie groß die Bürde für eine sozialistische Gesellschaft tatsächlich ist, die den Schritt zur konsequenten Arbeitszeitrechnung nicht wagt. Im Vergleich dazu wären temporär falsche Arbeitszeiten ein zu vernachlässigendes Problem.

Aber sehen wir uns unabhängig von einer solchen Schadensbilanz das technische Argument von Hoss näher an. Er rechnet die neu verausgabte Arbeitszeit nur deshalb in Werte um, weil er meint, die aus dem Kapitalismus stammenden Produktionsmittelwerte nicht in Arbeitszeiten umrechnen zu können. Aber ist deshalb schon die Wertrechnung wirklich ein unausweichlicher Weg? Müssen die Betriebe überhaupt auf die Preisformel zurückgreifen oder könnten sie nicht stattdessen eine Arbeitszeitformel einsetzen, um damit ihre Produktionsmittelwerte in Arbeitszeiten umzurechnen, so dass dann zusammen mit der neu verausgabten Arbeitszeit eine konsistente Arbeitszeitrechnung möglich wird?

Ein solch umgekehrtes Verfahren liegt geradezu auf der Hand. Die Grundformel dafür hat Hoss geliefert. Die Betriebe müssen die Preisformel nur umgekehrt anwenden, sie durch eine einfache Umstellung in eine Arbeitszeitformel

verwandeln. Statt $p = \hat{C}_c + \frac{\hat{t}_n}{w_G}$ müssten sie rechnen: $A = C_c * w_G + t_n$,

wobei dann A die insgesamt aufgewandte Arbeitszeit pro Stück eines Erzeugnistyps ausdrücken würde. Das allgemeine Umrechnungsverhältnis für w_G könnte, wie Hoss es vorsieht, aus der Relation des volkswirtschaftlichen Gesamtarbeitszeitaufwands zum entsprechenden Neuwert bestimmt werden. Die Fehler, d. h. die Abweichungen zwischen den Produktionsmittelpreisen und den daraus berechneten Arbeitszeiten, die mit einer solchen Umstellung notwendig entstehen, sind insgesamt nicht größer als die entsprechenden Fehler der Wertrechnung, mit dem Unterschied allerdings, dass von vornherein eine klare, einfache Arbeitszeitrechnung vorliegt, mit der die schwerwiegenden Nachteile einer Wertrechnung vermieden werden. Prüfen wir nun, zu welchen Mängeln eine Wertrechnung führt.

c) Voraussetzungen und Folgen der Wert- und Kostenrechnung

Es bleibt festzuhalten, dass die Non-Profit-Preisbildung eine Verkomplizierung darstellt: Die in den Produkten enthaltenen Arbeitszeiten werden nicht direkt ausgewiesen, sondern erscheinen lediglich indirekt, als Preise verschlüsselt. Es besteht deshalb die Gefahr, dass sich Preiselemente einschmuggeln, die mit der Arbeitszeitrechnung nichts mehr zu tun haben und zu Problemen führen, wie sie auf der Grundlage der kapitalistischen Wertrechnung nur zu bekannt sind.

Sowohl im kapitalistischen System als auch im Hoss'schen Sozialismusmodell spielen die Kosten eine zentrale Rolle. Löhne und Gehälter (symbolisiert als „v“) werden zusammen mit den Sachkosten („c“), die aus dem Verschleißwert der angewandten Arbeitsmittel (Abschreibungen) und dem Wert der verarbeiteten Rohstoffe und Halbfabrikate sowie aus dem Wert der verbrauchten Hilfs- und Betriebsstoffe bestehen, in eine gemeinsame Kostenkategorie gebracht, die der Selbstkosten oder des Kostpreises (c+v). Hierbei handelt es sich keineswegs nur um eine Rubrik, die in der Buchführung existiert. Wie bereits Marx in der Analyse des Kostpreises nachwies, entstehen mit einer solchen Preiskategorie zahlreiche Mystifikationen, die das kapitalistische Ausbeutungssystem verdunkeln helfen (Marx, Kapital Band III, MEW 25/ S. 33 – 50). Wird nun im Sozialismus an der Kostpreiskategorie festgehalten, dann liegt es nahe, dass auch gewisse Mystifikationen bestehen bleiben. Es wird sich gleich zeigen, dass die sozialistische Kostenrechnung nicht nur zu einer Verschleierung gesellschaftlicher Beziehungen und zu einer damit einhergehenden Bereicherung verschiedener Funktionsträger beiträgt, sondern dass die aus der Kostenrechnung hervorgehenden Entscheidungsregeln systematisch zu ökonomischer Verschwendung und zu einer Verlangsamung der Innovationsdynamik führen.

(1) Zum Mystizismus der Kostenrechnung

Zunächst einmal lässt der Kostenbegriff die Unterschiede unsichtbar werden, die zwischen den sachlichen und personellen Faktoren der Produktion bestehen. Bei dem Wert der verzehrten Produktionsmittel (Sachkosten) handelt es sich nämlich um einen alten Wert, der in früheren Produktionsprozessen entstanden war und in unveränderter Größe in den Wert des produzierten Produkts eingeht. Völlig anders verhält es sich mit dem zweiten Bestandteil des Kostpreises. Nicht die Löhne und Gehälter selbst gehen in den Wert der Ware ein. Vielmehr bekommen die Arbeiter und Angestellten das Geld und verzehren den Wert in Form der dafür gekauften Konsumgüter. Damit ist dieser Wert vernichtet. Allerdings sind die Produzenten gegen Bezahlung in den Produkti-

onsprozess hinein gezwungen worden und schaffen dort einen höheren Wert, der nicht nur die vorgeschossenen Löhne und Gehälter ersetzt, sondern darüber hinaus einen Überschuss beinhaltet.

Mit Blick auf die Wertbildung wird der Unterschied zwischen dem sachlichen und dem personalen Kostenelement sofort deutlich, sobald ein Wertwechsel stattfindet: Fällt die Arbeitsmenge und damit der Wert der verbrauchten Produktionsmittel etwa infolge einer Steigerung der Produktivkräfte bei der Herstellung dieser Produktionsmittel, dann ist in der produzierten Ware entsprechend weniger Arbeit enthalten, so dass auch ihr Wert fällt. Sinken aber die Lohnkosten infolge einer Lohnkürzung, dann wird bei gleicher Arbeitsmenge ein gleich großer Wert produziert.

(2) Entfremdete Arbeit

Durch die Gleichsetzung von Sach- und Personalkosten macht es keinen Unterschied, ob an Sach- oder Personalkosten gespart wird. Beides senkt die Kosten. Bei gegebener Produktion ist beides zu minimieren; die kapitalistisch-betriebswirtschaftliche Art des kostenminimalen Produzierens bleibt unangestastet. Diese Zweck-Mittel-Relation ist eindimensional auf die Kostenreduktion ausgerichtet; andere Dimensionen wie etwa Arbeitszufriedenheit, Geselligkeit oder das Genießen der eigenen produktiven Kräfte bleiben unberücksichtigt. Jegliche Einsparung an den sachlichen Bedingungen der Arbeit ist willkommen, selbst wenn sie zu einer Verschwendung am Leben und der Gesundheit des Arbeiters, also zu einer Herabdrückung seiner Existenzbedingungen beiträgt. Rücksichtnahmen passen nicht in das System der Kostenrechnung. Hier liegt ein Grund für die teilweise barbarischen Arbeitsbedingungen im Kapitalismus aber auch im ehemaligen Staatssozialismus.

In der Fortexistenz der Kostenrechnung drückt sich nur aus, dass die wirklichen Produzenten immer noch durch irgendwelche Staats- und Kombinatapparate von ihrer eigenen materiellen Welt getrennt sind. Denn schließlich setzt die Kostenrechnung sie mit den Kosten dieser materiellen Welt gleich, die ihnen als Produktionsmittel gegenübertritt. Sie sind darunter subsumiert, also noch von ihrer materiellen Welt entfremdet. Statt sie sich wirklich anzueignen, sie in der Produktion als das Mittel ihrer eigenen Entfaltung zu genießen, werden die Produzenten zu ihr in eine Kostenbeziehung gebracht, bei der es darauf ankommt, dass die Produktionsbedingungen und damit ein wichtiger Teil der menschlichen Lebensbedingungen auf ein kostenminimales Niveau herabgedrückt werden.

Wie im Kapitalismus erhalten die Produzenten auch in diesem sozialistischen Modell Lohn, um Lebensmittel zu erwerben. Ihre Arbeitsresultate gehören nicht ihnen. Je mehr sich die Produzenten ausarbeiten, umso mächtiger wird die aus all den angeeigneten Arbeitsresultaten bestehende fremde, gegenständliche Welt. Die Arbeit behält ihren Charakter als Erwerbsarbeit und dient den Arbeitern weiterhin als bloßes Mittel zur Erhaltung ihrer individuellen Existenz. Arbeit ist weit entfernt, ein Lebensbedürfnis zu sein. Der Zwangscharakter bleibt bestehen. Konsequenz davon ist, dass Wolfgang Hoss darüber nachdenken muss, wie durch äußerliche Anreizsysteme die fehlende Arbeitsmotivation geschaffen werden kann.

Die kapitalistische Seele der fremdbestimmten Arbeit lebt in gewisser Weise auch noch im Sozialismus fort. Das Festhalten an den Kategorien der alten Welt schließt die Beibehaltung gewisser bürgerlicher Institutionen, wie den Staat, die Sozialversicherungen, ein abgespecktes Kreditsystem und einige kommerzielle Einrichtungen ein.

(3) Neues Bereicherungssystem

Die Kostenrechnung, worin sich nur die immer noch existierende Unfreiheit der Produzenten dokumentiert, perpetuiert etliche Mystifikationen der kapitalistischen Welt, an die sich ein neues Bereicherungssystem anschließen kann. Problematisch ist zunächst der auf den Kostpreis ($c+v$) erhobene einheitliche „Steuer- und Abgabenaufschlag“. Der Staat selbst erscheint durch diesen Teuerungs-Aufschlag als Wertbildner; denn schließlich erhöht er mit seinem Aufschlag den Wert des Produkts. Dies gilt umso mehr, da in der Kostenrechnung der Unterschied zwischen dem sachlichen und personalen Kostenelement hinsichtlich der Wertschöpfung zugedeckt ist. In Wirklichkeit aber ist der Wert des Produkts die vorausgesetzte Größe, die durch die Höhe der indirekt verausgabten Arbeitszeit (verzehrte Produktionsmittel) und die Menge der in der Produktion neu verausgabten Arbeitsstunden bestimmt wird. Der Staat eignet sich einen Wert nur an, den andere zuvor geschaffen haben.

Man beachte hier, dass die Mystifizierung nur dadurch zustande kommt, dass an Prinzipien der kapitalistischen Wertbildung festgehalten wird. Wie nämlich in der bürgerlichen Welt das Kapital als ein Produktionsfaktor mit angeblich Wertbildender Kraft angesehen wird und dies durch den Profitaufschlag auf den Kostpreis entsprechend dokumentiert wird, so scheint nun der Staat diese mystisch-produktive Kraft zu besitzen, als würde er mit seinem analogen Steuer- und Abgabenaufschlag dem Produkt Wert zusetzen.

Die Mystifikationsfalle, in die eine postkapitalistische Gesellschaft durch Beibehaltung der Wert- und Kostenrechnung tappt, ist aber noch größer. Denn auch die Illusionen über die Wertschöpfende Kraft der heutigen Staatsagenten würden fortexistieren. Staatsbeamte, die mit der eigentlichen gesellschaftlichen Produktion nichts zu tun haben, würden in dem von Hoss vorgeschlagenen Aufschlags-System ebenso wie in der Volkswirtschaftlichen Gesamtrechnung des Kapitalismus als produktiv erscheinen, und zwar so, als wären sie exakt in der Höhe ihres Einkommens an der Wertproduktion beteiligt. Gerade den gut bezahlten Staatsvertretern käme es sehr entgegen, wenn ihre Arbeit als umso produktiver erschiene, je mehr sie an Einkommen erhalten. Ein solches System eröffnet dann selbst in einem sozialistischen Staatswesen eine ganze Palette von Bereicherungsmöglichkeiten.

Sobald aber die Arbeitszeitrechnung nicht mehr zugedeckt wird von einer an der kapitalistischen Warenwelt ausgerichteten Wertrechnung, besteht genügend Transparenz, um solche parasitären Strukturen sichtbar zu machen. Nun ist ganz offensichtlich, dass ein sozialistisch erzeugtes Produkt ein gewisses Quantum vergegenständlichter Arbeit besitzt, das ganz selbstverständlich unabhängig davon ist, wie die Produkte später verteilt werden. Produkte, die gemeinschaftlichen Zwecken direkt als Produkt oder indirekt als Konsumtionsmittel des Gemeindearbeiters dienen sollen, werden aus dem großen Topf des gesellschaftlichen Gesamtprodukts entnommen. Niemand käme auf die Idee, diese Verteilung in einen Akt der Wertschöpfung zu vernebeln.

Als kritisch müssen nun selbst die gut gemeinte, angeblich leistungssteigernde Lohn- und Gehaltsdifferenzierung und das Prämiensystem angesehen werden, das Hoss für unerlässlich hält. Ausgewählte Produzentengruppen mit einer starken Lobby können sich in einem solchen System bereichern, ohne dass dies sichtbar wäre. Denn die Wertrechnung würde das überhöhte Gehalt ebenso als einen konstitutiven Bestandteil des Produktenwerts erscheinen lassen wie ein niedriges. Einem wechselseitigen Begünstigungssystem wäre Tür und Tor geöffnet. Beispielsweise könnten sich Betriebs- und Kombinatmanager wechselseitig Gehälter und verschiedene Prämien zuschustern und dabei den Mystizismus der Wertrechnung ins Feld führen, wonach ihr hohes Gehalt auf einer entsprechend hohen wertbildenden Kraft ihrer Tätigkeit beruht. Es wäre nicht ausgeschlossen, dass sich der „Raubzug der Manager“,

wie er im heutigen Kapitalismus üblich ist, mit ähnlichen Argumenten wiederholt. Ein solches Bereicherungssystem schafft natürlich Unzufriedenheit, beleidigt die wirklichen Produzenten, demotiviert sie, hemmt ihre produktive Kraft, kettet sie an ihre Manager, die Unterwürfigkeit, Gehorsam, Ergebenheit mit Leistungsprämien oder mit irgendwelchen „Nasenprämien“ entgelten. Eine Art „feudaler Sozialismus“ könnte gedeihen. Hierarchien verfestigen sich, statt abgebaut zu werden. Aus der „Assoziation freier Produzenten“, die klassische Sozialisten als Gegensatz zur Lohnsklaverei einst im Auge hatten, wird eine Assoziation entmündigter, abhängiger Produzenten, die ihre Unterwürfigkeit, ihr Sklavenbewusstsein behalten. Warum sollte sich der heutige Lohnarbeiter von seinen Ketten befreien wollen, wenn er statt kapitalistischer Fesseln dann staatssozialistische tragen müsste, wenn nur „rote Barone“ an die Stelle kapitalistischer Manager treten würden?

(4) Entkoppelung von Wert und Arbeitszeit

Hoss hatte gehofft, dass sich die Werte der Erzeugnisse mehr und mehr an die entsprechenden Arbeitsmengen anpassen würden. Aber seine eigene Wert- und Kostenrechnung führt zu einem gegenteiligen Resultat. Für den Steuer- und Abgabenaufschlag des Staates ist dies offensichtlich: Der auf die Kosten eines Erzeugnisses prozentual aufgeschlagene Steuer- und Abgabenaufschlag ist abgekoppelt von der Mehrarbeitszeit, die im sozialistischen Produkt tatsächlich enthalten ist. Die sozialistischen „Preise“ weichen deshalb systematisch von den entsprechenden Arbeitszeiten ab. Dieser Fehler kommt nur dadurch zustande, dass der sozialistische Buchhalter den Steuer- und Abgabenaufschlag in derselben Weise vornehmen soll, wie es der kapitalistische Unternehmer mit seinem Profitaufschlag macht, der im Rahmen des tendenziellen Ausgleichs der Profitraten um einen Durchschnittsprofit schwankt. Bei Produkten, die mit verhältnismäßig mehr lebendiger Arbeit (im Vergleich zur „toten Arbeit“, die in den Produktionsmitteln bereits enthalten ist) produziert werden, liegen die Preise im Vergleich zur tatsächlich enthaltenen Arbeitszeit zu niedrig, während die Preise der Produkte, die unterdurchschnittlich viel lebendige Arbeit verursachen, zu hoch ausfallen.

Durch die Zahlung von Löhnen, Gehältern und Prämien, die analog zur kapitalistischen Kalkulation in die sozialistische Wertrechnung eingehen, vergrößern sich zusätzlich die Abweichungen von Werten und Arbeitszeiten. Denn solche Personalkosten bilden ein Element des Preises, so dass der Eindruck entsteht, dass die Wertbildende Kraft eines jeden Mitarbeiters von der Höhe seines Gehalt abhängt: Wer viel bekommt scheint viel geleistet zu haben. Tatsächlich ist eine solche Kausalität nur selten anzutreffen, wie die Erfahrungen vor allem aus der kapitalistischen, aber auch aus der ehemaligen staatssozialistischen Welt zeigen.

Außerdem spielt in der Kostenrechnung, die neben den Sachkosten sämtliche Personalkosten einschließt, der mit Blick auf die Wertbildung wichtige Unterschied zwischen produktiver und unproduktiver Arbeit keine Rolle. Allerdings kann nur die produktive Arbeit Quelle von Wert sein, nicht aber die unproduktive. In die Kostenrechnung geht aber unterschiedslos auch das Gehalt unproduktiver Arbeiter ein, so dass solche „Unkosten“ ebenfalls ein den Preis konstituierendes Element werden wie das Gehalt produktiver Arbeiter. Hier liegt ein weiterer Grund für die Entkoppelung von Wert und Arbeitszeit vor.

Analog zum Kapitalismus erscheinen alle Arbeiten als produktiv, die irgendwelche Einkommen erzielen, die Arbeiten der Betriebs- und Kombinatdirektoren ebenso wie die der unmittelbaren Produzenten; selbst nutzlose Konferenzen, irgendwelche sinnlose Ausschussarbeiten oder gar Betriebsfeiern, soweit sie nur im Entferntesten mit der Arbeit zusammengebracht werden, können als produktiv-wertbildend angesehen werden und zwar umso mehr, je höher das Einkommen ist.

(5) Fehlallokationen

Das sozialistische Bereicherungssystem, das in der Wertrechnung günstige Voraussetzungen findet, vergrößert also den „Fehler“, das heißt die Abweichung zwischen dem Wert und der Arbeitszeit eines Produkts. Denn Gehälter, persönliche Leistungslöhne und Prämien gehen in die Wertrechnung ein. Demgegenüber würde eine Arbeitszeitrechnung nur die tatsächlichen produktiv verausgabten Arbeitsmengen berücksichtigen. „Richtige Preise“ sind aber eine wichtige Voraussetzung für eine optimale Allokation der Produktionsmittel. Für alle Vertreter einer sozialistischen Marktwirtschaft muss das Resultat sehr ernüchternd sein: Die Wertrechnung führt zu einer „suboptimalen Allokation“, zu einer Verschwendung von Ressourcen, zu Ineffizienzen in der Wirtschaft. Sie ist einer „Ökonomie der Zeit“ weit unterlegen.

Hinzu kommt, dass in die Kostenrechnung solche Umstände nicht eingehen, die keine Preise haben, obwohl sie das Leben erheblich beeinflussen mögen, sowohl positiv als auch negativ. Kosten werden beispielsweise dann zu niedrig ausgewiesen, wenn durch die Produktion die Natur des Menschen und die ihn umgebende Natur geschädigt werden, sofern sich diese Zerstörung nicht in Preisen und damit in Kosten niederschlagen kann. Solche „externe Effekte“ führen zu Fehlentscheidungen und zu einer Vernichtung von Produktivkräften.

(6) Produktivitätsverluste

Die Verschwendung von Arbeit im System der Kostenrechnung wird noch durch einen weiteren wichtigen Umstand vergrößert. Auf der Grundlage einer dem Kapitalismus entlehnten Kostenrechnung kommen suboptimale Entscheidungen zustande, wenn es um die Einführung neuer Technologien geht. Die kapitalistische Wertrechnung führt nämlich zu der Entscheidung, dass die Produktivkraft der Arbeit nur dann vermehrt wird, wenn die Produktion einer neuen Maschine weniger Arbeit kostet, als ihre Anwendung an Lohnkosten einspart. Die Kosten müssen also nach Einführung der Maschine niedriger sein als vorher. Das gleiche Prinzip gilt für die sozialistische Wert- und Kostenrechnung.

Demgegenüber ist die Innovationsgrenze weiter gefasst, sobald auf der Grundlage einer Arbeitszeitrechnung die gesamten neu verausgabten Arbeitszeiten und nicht einfach nur die Lohn- und Gehaltskosten berücksichtigt werden. Die Arbeitszeit, die bei der Produktion neu verausgabt wird, ist nämlich größer als die Arbeitszeit, die den Löhnen oder Gehältern entspricht. Denn sie umschließt noch die Mehrarbeitszeit.

Diese Differenz zwischen einer Kostenrechnung und einer Arbeitszeitrechnung führt zu sehr unterschiedlichen Entscheidungsregeln: Auf der Grundlage der Arbeitszeitrechnung lohnt der Einsatz der Maschine bereits dann, wenn die Produktion der neuen Maschine weniger Arbeitszeit kostet, als ihre Anwendung insgesamt an Arbeitszeit einspart. Selbst wenn die Kosten durch Einführung einer neuen Produktivkraft steigen sollten, könnte sich der technische Fortschritt bereits lohnen.

Ein einfaches Beispiel mag die Verschwendung von Arbeitszeit illustrieren, die auf der Grundlage der Wert- und Kostenrechnung notwendig eintritt. Um die Angelegenheit rein zu analysieren, nehmen wir an, Wertrechnung und Arbeitszeitrechnung seien nicht durch Abgabenquoten des Staates oder durch Bereicherungslöhne entkoppelt; eine Werteinheit entspreche also exakt einer Arbeitsstunde. Die Produzenten produzieren in 100 Zeiteinheiten einen Neuwert in Höhe von 100 Werteinheiten und beziehen einen Lohn von 50 Werteinheiten (soll gemäß der Annahme 50 Zeiteinheiten entsprechen). Die Mehrarbeitszeit bzw. der Mehrwert beträgt 50 Zeit- bzw. Werteinheiten. Die Einfüh-

rung einer Maschine, so die vereinfachte Annahme, verursacht Abschreibungskosten von 60 und ersetzt sämtliche Produzenten. Sowohl auf Grundlage der kapitalistischen als auch der sozialistischen Wertrechnung würde die Maschine nicht eingeführt. Denn ohne Maschine entstehen Personalkosten in Höhe von 50 Werteinheiten, nach Einführung der Maschine fallen zwar keine Personalkosten mehr an, es entstehen aber zusätzliche Maschinen-Sachkosten in Höhe von 60 Werteinheiten, was einer Verteuerung der Produktion um 10 Werteinheiten entspricht. Nur auf der Grundlage der Arbeitszeitrechnung wird der mit der Maschine verbundene Produktivitätsfortschritt richtig erkannt: Vor Einführung der Maschine verursachte die Produktion 100 Zeiteinheiten. Die Maschine spart 100 Zeiteinheiten und verursacht selbst 60 Zeiteinheiten, macht eine Ersparnis von insgesamt 40 Zeiteinheiten.

Die Allokation verläuft also nur optimal auf der Grundlage der Arbeitszeitrechnung, nicht aber bei Anwendung der Wert- oder Kostenrechnung. Eine wirklich sozialistische Gesellschaft, die die Arbeitszeitrechnung systematisch anwendet, kann die Produktivkräfte bedeutend schneller entwickeln als die kapitalistische Gesellschaft oder eine marktsozialistische, die sich an die Wertrechnung klammert. Bereits Marx wies in diesem Zusammenhang im ersten Band des Kapitals nach, dass „in einer kommunistischen Gesellschaft“ die Maschinerie einen „ganz anderen Spielraum (hätte) als in der bürgerlichen Gesellschaft.“ (MEW 23, S. 414)

Eine sozialistische Wertrechnung, die in Analogie zum kapitalistischen Wertgesetz aufgestellt wird, weist also etliche Tücken auf: Sie verschleiert den Reproduktionszusammenhang, schafft Möglichkeiten der unauffälligen Bereicherung, sorgt für eine im Vergleich zur Arbeitszeitrechnung „falsche“ Preisbildung, ruft Friktionen hervor und hemmt die Produktivkraftentwicklung.

3) Marktfetisch als Grund für die Beibehaltung des Marktes im Sozialismus

Es wurde gezeigt, dass der Wert der Produktionsmittel ebenso leicht in Arbeitszeit umgerechnet werden kann wie die neu verausgabte Gesamtarbeitszeit in einen Neuwert. Eine Arbeitszeitrechnung ist also rein technisch gesehen ebenso möglich wie die von Hoss vorgeschlagene Wertrechnung. Damit entfällt der von Hoss genannte buchhalterisch-technische Grund, an der Wertrechnung festzuhalten.

a) Über die Notwendigkeit der „Regelmechanismen von Angebot und Nachfrage“

Allerdings lässt sich in seinem Buch noch ein weiterer Grund herauslesen, der für eine Beibehaltung der Wertrechnung und des Geldes sprechen könnte. Es ist die Hoffnung, dass durch die Beibehaltung gewisser „progressiver Elemente des Marktes“ das im früheren Staatssozialismus vielfach verfehlt Ziel „Befriedigung der zahlungsfähigen Nachfrage auf dem Markt“ besser erreicht werden kann. Zur Erzielung einer größeren Flexibilität meint Hoss den Regelmechanismus von Angebot und Nachfrage nachbilden zu müssen. Bestehe beispielsweise ein Überangebot an Bremsmotoren und eine Übernachfrage nach Schrittmotoren dann würden im Kapitalismus die Preise für Bremsmotoren und die damit erzielten Profite sinken, was zu einer Einschränkung der Bremsmotorenproduktion führe. Umgekehrt würde wegen steigender Preise und Profite die Schrittmotorenproduktion ausgeweitet. „Abweichungen des Angebots von der Nachfrage stellen Regelabweichungen dar, die in der kapitalistischen Marktwirtschaft im Normalfall selbsttätig ausgeglichen werden.“ (S. 103) Entstehe im sozialistischen Zuteilungssystem ein Überangebot an Bremsmotoren und eine Übernachfrage nach Schrittmotoren, dann dürften die Preise zwar nicht geändert werden, jedoch sei ein rascher Ausgleich durch eine „reichliche Nachfrageanpassungsprämie“ möglich. Das Resultat

wäre dann das gleiche wie im kapitalistischen System, „die Produktion der stärkeren Nachfrage wächst, und die Produktion der verringerten Nachfrage geht zurück.“ (S. 104)

Aber ist die Anpassung der Produktion an den Bedarf nicht etwas Selbstverständliches und funktioniert sie nicht gerade dort vortrefflich, wo zwischen Produktion und Bedarf kein Markt existiert, wie im Bereich der innerbetrieblichen Arbeitsteilung oder des privaten Haushalts. Wenn jemand eine Party gibt, dann wird er seine Vorbereitungen auf den wahrscheinlichen Bedarf ausrichten: Wenn er 10 Gäste erwartet, wird er kaum für 100 kochen. In einem produzierenden Betrieb müssen Tausende Einzelteile zur richtigen Zeit, in der richtigen Qualität und Menge am richtigen Ort eintreffen, um dort das „produktive Bedürfnis“ der Produzenten zu befriedigen, die solche Teile weiter bearbeiten. Und in aller Regel funktioniert eine solche nicht Marktvermittelte betriebliche Planwirtschaft vorzüglich. Und was sich auf betrieblicher Ebene bewährt, sollte – sofern nicht irgendwelche bürokratischen Bereicherungsinteressen stören – auf volkswirtschaftlicher Ebene nicht weniger reibungslos Bedarf und Produktion miteinander vermitteln, ohne dass ein Marktmechanismus dazwischen geschaltet wird.

Die bedarfsgerechte Bereitstellung von Gütern und Diensten ist ein so selbstverständlicher Teil der entsprechenden Arbeit, dass selbst magere „Anpassungsprämien“ völlig überflüssig werden. Die Entscheidungsregeln für eine bedarfsgerechte Produktion sind einfach und wurden jahrtausendlang ohne Markt und ohne ein Prämiensystem befolgt: Steigt der Bedarf bzw. ist ein solches Ansteigen absehbar, dann muss die betreffende Produktion entsprechend ausgeweitet werden. Daneben dient die Vorratshaltung als selbstverständlicher Puffer, um Schwankungen auszugleichen. Ein Prämiensystem würde hier nur zu Differenzierungen bei den Produzenten, zu Neid, zu Enttäuschungen, zu Geheimnistuerei, zu Seilschaften und zu endlosen Diskussionen führen. Solche Prämien könnten schnell zu einer Quelle persönlicher Bereicherung degenerieren und böten denen, die solchen prämiensbegünstigten Bereichen gar nicht oder nicht genügend angehören, etliche Anlässe, um ihre Anpassungsleistung, d. h. ihre Arbeit soweit herunterzuschrauben, um dann in den Genuss von Prämien zu gelangen. Statt der gewünschten Verbesserung würde in anderen Bereichen eine Verschlechterung der Arbeit eintreten, mit der Notwendigkeit, das Prämiensystem zu verallgemeinern. Damit fiel aber gerade die Voraussetzung der Prämienzahlung weg.

b) Über den inneren Zusammenhang von Ware und Markt

Hoss weiß, dass im Sozialismus die Warenform, das heißt die Wertform der Ware und die private Produktion, worauf sie beruht, beseitigt sind. Er zieht aber nicht die Konsequenz daraus, dass notwendigerweise auch der Markt verschwinden muss. Den engen und notwendigen Zusammenhang von entwickelter Wertform, also Preisform und Markt, blendet er aus. Hoss sieht nur die Formbestimmungen der Ware, also die spezifisch historische Seite der privat produzierten Waren, nicht aber die der Warenform entsprechenden Formbestimmungen des Marktes. Beides wird mal mehr, mal weniger als etwas Getrenntes angesehen, so dass ihm die Idee kommt, die Ware zu verwerfen, nicht aber den Markt. Der Markt tritt als harmloser und ewig notwendiger Vermittler von Produzenten und Konsumenten auf und scheint die mysteriöse Eigenschaft zu besitzen, Produktion und Bedarf in Einklang zu bringen, so dass dann der Markt auch im Sozialismus einen gesegneten Platz erhalten muss. Der Markt wird als organisierende Macht verdinglicht, zu einem glänzenden Vermittler von Produktion und Konsumtion mystifiziert.

Nehmen wir aber den Markt in seiner spezifisch gesellschaftlichen Bestimmung, dann besteht er im Austausch der Ware, d. h. in der Formverwandlung des in der Ware enthaltenen Werts. Er gehört zur Preisform der Ware und

bildet gerade keine äußere Organisationseinheit, die beliebig – wie ein technisches Instrument – in ein Planungssystem eingeführt werden kann. Gleich dem Tauschwert entsteht der Markt durch die spezifische Form Waren produzierender Arbeit, dadurch also, dass Privatarbeit erst nach der Verausgabung im Nachhinein einen gesellschaftlichen Charakter erhält. Der Ort dieser besonderen Gesellschaftlichkeit heißt Markt.

Der Markt umfasst also ganz ebenso wie die Ware ein besonderes historisches Produktionsverhältnis und verschwindet in dem Maße, wie die Kategorie der Ware verschwindet, wie also die private Produktion durch eine gesellschaftlich organisierte ersetzt wird. Dann wird nämlich die Arbeit von vornherein als gemeinsame, als unmittelbar vergesellschaftete Arbeit verausgabt. Der gesellschaftliche Zusammenhang geht der Produktion nun voraus und muss nicht erst später auf andere Weise durch einen Austausch der Waren hergestellt werden. Dieser unmittelbare gesellschaftliche Charakter, den die Arbeit auf der Grundlage des gemeinschaftlichen Eigentums notwendig besitzt, verhindert, dass die Produkte die Warenform annehmen. Würden sie nämlich als Ware auftreten, dann wäre die Arbeit gerade nicht als gesellschaftliche Arbeit, sondern als selbständige Privatarbeit verausgabt, was den Gegensatz zur gesellschaftlichen Arbeit darstellt. In diesem Fall könnte die Arbeit ihre gesellschaftliche Form erst ausdrücken, nachdem sie verausgabt worden ist, sich also im Arbeitsresultat vergegenständlicht, versachlicht hat. Die gesellschaftliche Form dieser versachlichten Arbeit ist der Tauschwert oder der Preis der Ware. Marx bezeichnete diese Verdrehung der gesellschaftlichen Arbeit, die nur auf der Grundlage der Warenproduktion entsteht, als den „Fetischcharakter der Ware“. Der Tauschwert ist das Spezifische der Ware; in ihm ist der gesellschaftliche Charakter der Arbeit verschlüsselt dargestellt. Auf der Grundlage des Gemeineigentums ist eine solche Verschlüsselung unmöglich, da die Arbeit von vornherein als gesellschaftliche Arbeit organisiert und verausgabt wird. Dem Arbeitsprodukt fehlt die Warenform; es ist nur ein Gegenstand, ein Gebrauchswert von bestimmter Nützlichkeit, zu dessen Herstellung Naturstoffe und Arbeit erforderlich sind.

c) Über den Fetischcharakter des Marktes

Dass ein Kritiker der Warenform, wie Hoss, dennoch irgendwie am Markt festhalten möchte, ist auf eine Faszination des Marktes zurückzuführen, die selbst kritische Geister immer wieder blendet. Diese Faszination ist aber nichts anderes als Ausdruck eines Fetischs, den der Markt selbst hervorbringt und der stark genug wirkt, um die bekannten schrecklichen Seiten des Marktes, wie die Wirtschafts- und Finanzkrisen, das Elend am Arbeitsmarkt, Pleiten etc. zu verdecken.

Die Faszination speist sich vor allem aus der Erfahrung, die der Geldbesitzende Konsument macht. Er steht inmitten einer ungeheuren Fülle von Waren; der Weltmarkt breitet sich gewissermaßen vor ihm aus. Sein Geld gilt ihm als Repräsentant des gesamten stofflichen Reichtums; jede beliebige Ware kann er kaufen, sofern der Preis für ihn bezahlbar ist. Er besitzt eine grenzenlose Wahlfreiheit. Als Geldbesitzer wird er vom Verkäufer hofiert, genießt dessen Freundlichkeit, auch wenn sie nur so lange dauert, bis der Kauf perfekt ist.

Diese besondere Stellung, die das Geld in der heutigen Warenwelt einnimmt, verzaubert den Markt, lässt ihn in den Augen des Käufers als eine unbedingt erhaltenswerte gesellschaftliche Einrichtung erscheinen. Es ist diese Seite des Marktes, warum sich nicht nur neoliberale Autoren, sondern selbst die besten Köpfe in der sozialistischen Diskussion davor verbeugen und vor aller Ehrfurcht vergessen, auf welchen Voraussetzungen der Markt beruht. „Nachfragebefriedigung ist Grundziel der sozialistischen Produktion (...) der Kunde sollte König in der sozialistischen Marktwirtschaft sein“ (S. 164), schreibt Hoss

und denkt natürlich an den Geldbesitzenden Konsumenten, dem der Weltmarkt zu Füßen liegt und der anders als im tristen Staatssozialismus alle möglichen Waren für sein Geld kaufen kann. Nur Warenfülle und Flexibilität der Produktion sind keine Wunderwerke des Marktes, die aufhören zu existieren, sobald der Markt durch eine organisierte Gesellschaft ersetzt worden ist. Die große Vielfalt von Produkten und die bewundernswerte Elastizität heutiger Produktion sind Ergebnis der ungeheuren Entwicklung der Produktivkräfte, die in einer sozialistischen Gesellschaft erhalten und – falls gewollt – beschleunigt fortentwickelt werden.

Die Freude des Geldbesitzers, der sich als Kunde wie ein König fühlen mag, trübt sich aber bereits, wenn er an seine eher bescheidenen Geldbeträge denkt, über die er verfügt. Seine Macht über die Warenwelt ist auf den Geldbetrag beschränkt - jenseits davon hört die Freundlichkeit auf. Und diese Schranken sind bei der großen Masse der Bevölkerung unkomfortabel eng bemessen, so dass viele die Verkaufstempel mit ihrer Warenfülle zwar besuchen, ohne sich aber die begehrten Waren leisten zu können. Vielen von ihnen fehlt es am Allernotwendigsten. Man kann häufig beobachten, wie sich Menschen von Abfällen ernähren inmitten des Reichtums, wie sie aus ihren Wohnungen geworfen werden, weil für sie die Miete unbezahlbar wird, wie die „arbeitenden Armen“ ihre Lebensmittel rationieren müssen, um die Tage vor der nächsten Lohn- oder Gehaltszahlung zu überbrücken.

Die anfängliche Verherrlichung des Marktes schlägt vollends in Bitternis um, sobald der Geldbesitzer an die Geldbeschaffung denkt. Hier ist er nur noch ein getretener Knecht, kein König mehr. Seine Arbeit empfindet er als etwas Fremdes, Unangenehmes, als Last, der er sich nur zu gern entledigen würde, wenn er nur könnte. Er muss sich in der Arbeit unterwerfen, muss Diener fremder Herren sein, um an etwas Geld zu kommen. Die eigentlichen Genüsse seines Lebens, die Freude am Spiel seiner produktiven Kräfte, bleiben ihm als Lohnarbeiter verborgen. Der Arbeitsmarkt verfinstert also gänzlich seinen Blick. In Panik gerät er gar, wenn eine Wirtschaftskrise, ein Umstrukturierungsprogramm, irgendeine Sparmaßnahme oder andere Umstände oder Zufälligkeiten ihn arbeitslos machen, wenn er mit seiner Arbeit selbst das bisschen Geld verliert, auf das er als „Kunde König“ sein jämmerliches Königreich gründete. Dass er den Markt selbst jetzt nicht verfluchen mag, dafür sorgen Armeen von Ideologen, die täglich über Massenmedien, über Filme oder in „wissenschaftlichen Beiträgen“ auf ihn einhämmern, ihm mit viel Autorität aber wenig Inhalt eintrichtern, wie wundervoll eine Marktwirtschaft ist und dass das Elend eine ganz selbstverschuldete Sache sei, die nichts aber auch rein gar nichts mit dem Markt zu tun habe.

4. „Sozialistische Marktwirtschaft“ – ein Widerspruch

Hoss stellt in seinem Sozialismusentwurf die auf privatem Eigentum beruhende Warenproduktion in einen Gegensatz zur sozialistischen Güterproduktion. Das gemeinschaftliche Eigentum mit seiner gesellschaftlichen Organisation der Arbeit schließt also die Warenproduktion aus, so dass dann auch Tauschwerte, Geld und natürlich das Kapital als Fortentwicklung des Geldes nicht mehr im eigentlichen Sinn im Sozialismus existieren können. Den inneren Zusammenhang einerseits von Privateigentum und Warenproduktion, also die besondere gesellschaftliche Form, die privat verausgabte Arbeit notwendig annehmen muss, und andererseits von gemeinschaftlichem Eigentum und einer nicht mehr privatwirtschaftlichen sondern gesellschaftlichen Organisation der Arbeit im Rahmen eines Globalzuteilungssystems hat Hoss in Anlehnung an die sozialistischen Klassiker deutlich herausgearbeitet. Dies ist die rationale Seite seines Sozialismuskonzepts.

Irritiert von der buchhalterisch-technischen Schwierigkeit, Produktionsmittelwerte in Arbeitszeiten umzurechnen und geblendet vom Marktfetisch bleibt

sein Sozialismusentwurf auf halbem Weg stecken, bleibt ökonomisch, kulturell und politisch der bürgerlichen Welt verhaftet. Allerdings besitzt diese Halbherzigkeit auch eine produktive Seite. Er bereitet nämlich eine konsequente Arbeitszeitrechnung in doppelter Hinsicht vor.

Erstens versteht er seine Wertrechnung bereits als eine verschlüsselte Arbeitszeitrechnung. In den finanziellen Mitteln, die die Volkswirtschafts-Zentrale verteilt, sieht er nicht der Form wohl aber dem Inhalt nach eine Verteilung von Arbeitsmengen, sowohl von solchen Arbeitsmengen, die in den Produktionsmitteln bereits vergegenständlicht sind als auch von Arbeit, die die Produzenten verausgaben müssen. Die finanziellen Mittel haben den bürgerlichen Geldcharakter bereits verloren und fungieren tendenziell als Stellvertreter von Arbeitszeiteinheiten, als eine Art „Geldersatz“, wie Hoss selbst meint.

Zweitens liefert Hoss indirekt eine Lösung für das Anfangsproblem einer sozialistischen Gesellschaft, die zur Aufgabe hat, die aus der kapitalistischen Welt stammenden Produktionsmittelwerte mit einer Arbeitszeitrechnung zu verbinden. Hoss opfert zwar die Arbeitszeitrechnung der arbeitszeitbasierten Wertrechnung, allerdings tut er es hauptsächlich deswegen, weil er buchhalterisch-technisch keine praktikable Möglichkeit sieht, die Produktionsmittelwerte in Arbeitszeiten umzurechnen. Indem er die Formel für die Umrechnung neu verausgabter Arbeitszeit in Neuwert aufstellt, hat er – ohne es selbst bemerkt zu haben – die Regel für die Umrechnung der Produktionsmittelwerte in Arbeitszeiten geliefert. Die Formel muss nur umgedreht werden, so dass dann eine angenäherte Umrechnung der aus dem Kapitalismus stammenden Produktionsmittelwerte in Arbeitszeiten möglich wird. Die Kritik des Hoss'schen Sozialismusmodells führt uns also in die Welt einer reinen Arbeitszeitrechnung.

Hoss thematisiert nicht die problematische Seite der Wertrechnung, sieht nicht die Mystifikationen, die mit der Kostenrechnung entstehen und ein neues Ausbeutungssystem ideologisch rechtfertigen könnten. Seine Argumentation bleibt überwiegend buchhalterisch-technisch ausgelegt, wenn es um die Thematisierung von Werten, zentraler Planung und Marktmechanismen geht. Das Blendwerk des Marktes, das den Geldbesitzenden Konsumenten entzückt und den Kapitalismuskritiker an die Unverzichtbarkeit des Marktes glauben lässt, schlägt sich auch im Hoss'schen Sozialismuskonzept nieder. Der Marktfetisch hat selbst in den Titel seines Buches Eingang gefunden: Sozialismus scheint ohne Markt zumindest ineffizient, wenn nicht gar unmöglich zu sein.

Diese Unmöglichkeitsthese ist typisch für alle bürgerlichen Sozialismuskonzepte, die im Großen und Ganzen die heutige kapitalistische Welt bestehen lassen wollen und die nur noch darauf abzielen, einige Missstände durch eine Ausweitung des Staatssektors abzustellen, damit das kapitalistische Marktsystem all die ihm angedichteten produktiven Kräfte so richtig entfalten kann. Soweit geht Hoss nicht. Er grenzt sich klar davon ab, indem er das Gemeineigentum zur hauptsächlichen Eigentumsform erklärt und die Arbeit nicht blind über den Markt, sondern bewusst-gesellschaftlich organisieren will. Aber er lässt sich noch vom Marktfetisch insofern blenden, wenn er meint, zur Herstellung einer größeren Effizienz des Sozialismus an den „progressiven Elementen des Marktes“ festhalten zu müssen. In seinem Modell schimmert, wenn gleich ziemlich blass, noch ein kapitalistisches Gesicht durch, das lächeln mag über die Zaghaftheit des Denkens, über die nicht enden wollende Verherrlichung des Marktes und über die Vergesslichkeit darüber, dass die Menschen Jahrtausendlang arbeitsteilig und sehr bedürfnisorientiert produzierten, ohne den Markt im Mittelpunkt ihres Wirtschaftens gehabt zu haben.

Der Markt produziert nichts, er transportiert nichts, er schafft nicht die stoffliche Fülle der Warenwelt, die wirklich bewundernswert ist. Er ist nur nötig und entsteht deshalb zwangsläufig, wenn privat produziert wird, so dass dann in einer arbeitsteiligen Welt die Produkte als Waren ausgetauscht werden müs-

sen. Der Markt ist dann nichts anderes als das Zusammentreffen von Anbietern und Nachfrager, der Ort also, wo die Anbieter durch den Verkauf der Ware den Preis realisieren und die Nachfrager ihr Geld fortgeben, um den Gebrauchswert realisieren zu können. Der Markt ist also die Bewegungsform der Ware, der inneren Gegensätze von Gebrauchswert und Tauschwert.

In einer auf Gemeineigentum gegründeten sozialistischen Produktion erhält die Arbeit von vornherein ihren gesellschaftlichen Charakter, so dass die gesellschaftliche Arbeit keinen sachlichen Vermittler in Form des Warenpreises benötigt. Der Markt ist deshalb kein Instrument, wie viele denken, das zur Ergänzung planwirtschaftlicher Instrumente eingesetzt werden kann. Vielmehr umfasst der Markt ein besonderes Eigentums- und damit Produktionsverhältnis: „Nur Produkte selbständiger und voneinander unabhängiger Privatarbeiter“, schrieb Marx, um die arbeitsteilige Produktion von der Warenproduktion zu unterscheiden, „treten einander als Waren gegenüber“. (Kapital I, MEW 23, S. 57) Eine hoch entwickelte Arbeitsteilung ist möglich, ohne dass die Produkte die Warenform annehmen müssen, die dann weiterentwickelt zum Geld und Kapital führt.

Wenn aber der Markt weder produktiv noch irgendein Instrument ist, sondern lediglich ein Eigentums- und damit Produktionsverhältnis, dann wird er mit der Einführung eines sozialistischen Produktionsverhältnisses notwendig beseitigt. Erinnerungen mögen noch nicht gleich ausgeräumt sein, gewisse Bezeichnungen mögen noch fortleben, aber die Sache selbst ist erledigt. Eine sozialistische Wirtschaft muss sich vom Markt ebenso verabschieden wie sich die kapitalistische Wirtschaft von der Sklaverei oder von dem Lehnswesen verabschieden musste.

Antwort von Wolfgang Hoss auf die Kritikpunkte von Guenther Sandleben:

http://www.livepages.de/sh/mediapool/43/431891/data/Re-Rezension-Sandleben_3_4_.pdf